

# Bemerkungen zur interdisziplinären Entwicklungsländerforschung

JAKOB RÖSEL

Dies sind einige Bemerkungen über Verständnis- und Verhaltensformen, die in einem wichtigen neuen Interessenbereich unserer Wissenschaft – der Entwicklungsländerforschung – auftreten. Sie knüpfen an interdisziplinären Projekten (1.), als neuen Typen der wissenschaftlichen Vergesellschaftung, an; skizzieren die institutionellen Zwänge und das Selbstverständnis, die die Praxis solcher Wissenschaft dem Wissenschaftler plausibel und ertragbar machen (2); schildern die Vorgehensweise solcher Forschung im Untersuchungs„felde“ (3.); reduzieren den bis dahin beschriebenen „Stil“ auf die ihm unterliegende Methode (4a) und kontrastieren diese mit einer anderen Möglichkeit zur Darstellung fremder Kulturen (4b).

Dabei analysiert Punkt (1.) die latenten Wettbewerbsmuster, die der radikalen Praxis solcher Methode im Wege stehen, referiert Punkt (2.) die Wirkungen bürokratischer und ökonomischer Sachzwänge auf den wissenschaftlichen Produktionsprozeß und den Wissenschaftler, karikiert Punkt (3.) das klassenspezifische Verhältnis des Wissenschaftlers zu seinen „Untersuchungsobjekten“ und zu seinem „Mitarbeiterstab“, kontrastiert Punkt (4.) die formale Wissenschaftlichkeit der bisherigen Methode (a) mit einer kaum praktikablen Alternative (b).

## 1. Interdisziplinäre Projekte

Interdisziplinäre Projekte stehen in einem bemerkenswerten wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang. Zum ersten Male zwingt die Regierung die Wissenschaft in eine Richtung, die den Sachzwängen entspricht, die sich aus ihrer sprunghaften institutionellen und vor allem thematischen Entwicklung ergeben haben. Dabei lassen sich die folgenden Rahmenbedingungen und Sachzwänge aufzeigen:

Eine uneingeschränkte Interdisziplinarität setzt einen Wissenschaftsstil voraus, auf den unser gesamtes Verhalten nicht vorbereitet ist. Unser Verhalten ist das Produkt einer Eigentumsgesellschaft, ebenso wie diese Eigentumsgesellschaft ein Produkt unseres Verhaltens darstellt. Im Bereich der Wissenschaft wird das „Mein“ und „Dein“ je nach Eifer oder Intelligenz durch das Material oder die Theorie ersetzt. Dabei lassen sich analytisch zwei Wissenschaftselemente unterscheiden: der eine hat den Fleiß als Produktionsmittel, der andere die Intelligenz; der eine Wissenschaftler sammelt eher, der andere denkt.



Die Übertragung der bürgerlichen Eigentumsmuster auf beide Wissenschaftsstile und ihre jeweilige Kombination führt nun zu den folgenden Sachverhalten: die bürgerlichen Eigentumsbegriffe werden

- auf das zu bearbeitende Thema, also auf die Richtung des wissenschaftlichen Interesses,
- auf das gesammelte Material, die Erlebnisse und Erfahrungen,
- auf die daraus entwickelten Gedanken, Ordnungen und Theorien übertragen.

Wir finden deshalb im Wissenschaftsbetrieb die Wiederkehr des bürgerlichen Eigentums in der Form der folgenden Kategorien: als Forschungsgebiet, als Erstbearbeitungsrecht und Copyright, als Originalität und Urheberschaft von Ideen und Theorien.

Dieses abstrakte Grundmuster wird differenziert durch die variable Fähigkeit des einzelnen, eher zu sammeln als zu denken, durch das variable Glück oder die variable Fähigkeit, ein Thema oder im Thema etwas zu finden.

Unter dem Gesichtspunkt des Tausches gestaltet sich je nach der individuellen Gewichtung der vorher beschriebenen Qualitäten jeder Tauschprozeß anders. Der Tausch wird hierbei im Verhalten ebenso dem (bürgerlichen) ökonomischen Tauschprozeß analog strukturiert, die Zirkulation von Wissen, Informationen und Theorien ist die Erweiterung des Handels auf den historisch neuen – und derzeit gesellschaftlich bedeutendsten Markt: dem der Wissenschaft. Die Ökonomie der Sachen wird unter den Bedingungen der fortgeschrittenen Industriegesellschaft mit ihrem dauernden Bedarf an Wissen als Innovation, Lizenz, Formel und Analyse, zu einer Ökonomie des Wissens.

Dabei tritt ein fundamentales Problem auf: den Wert einer Sache bemißt die Nationalökonomie anhand der effektiven Nachfrage; die Frage nach dem objektiven Wert einer Sache hat sie bisher als unentscheidbar zurückweisen müssen – verwiesen sei nur auf die Diskussionen bei den frühen Liberalisten über den großen Wert von Wasser und Luft, die beide nichts oder wenig kosten.

Auf das Problem der Wissens-Vermarktung übertragen, bedeutet dies: im Rahmen der Interdisziplinarität läßt sich effektive Nachfrage nach Wissen nicht in Geldwerte umsetzen, es gibt keine exakten „terms of trade“, es besteht also eine völlige qualitative Veränderung des Bezahlungsschlüssels. Angesichts dieser Sachlage wäre Interdisziplinarität nur unter den Bedingungen gleich großen Wissensstandes – eine nicht meßbare Größe bei der Grundbedingung der Verschiedenheit der Wissensgebiete – und gleich großer Vermittlungsbereitschaft gegeben.

Sofern diese Bedingungen gegeben sind, verändert die Folge der ablaufenden Tauschprozesse die Eigentumsstruktur der Tauschsituation. Da alle von allen in gleichem Maße – bei optimaler Interdisziplinarität total – miteinander gedacht und getauscht haben, wird die Urheberschaft der später formulierten Ideen fragwürdig und hinfällig. Radikale Interdisziplinarität führt also zum Bruch mit Eigentumsmustern und könnte zu Verhaltensmodellen führen, die bisher als utopisch denunziert werden. Die Bedingungen des gleichen Wissenstandes und der gleichen Bereitschaft, dieses Wissen auch zu vermitteln, sind, wie gesagt, normalerweise nicht gegeben. Wir müssen also die Methode der Interdisziplinarität unter den Bedingungen ungleichen Wissensstandes und ungleicher Vermittlungsbereitschaft diskutieren.



Bei Wahrung der Eigentumsvorstellungen und bei dem nur angenommenen Wissensmangel oder der nur angenommenen Vermittlungssperre des anderen ergibt sich die folgende Spielsituation: Wer Wissen preisgibt, erhält nichts Gleichwertiges oder gar nichts zurück; in der Kategorie des Eigentums formuliert: er wird bestohlen. Diese Ausgangssituation führt zu einer Dominokette: die erste Verweigerung ruft die angenommene tatsächlich hervor; wer vorher bereit war auszutauschen, wird dies ebenfalls aufgeben, weil auch er sich, der eigentümlichen Eigentumsfixierung folgend, als bestohlen interpretieren muß.

Allein diese Annahme der Verweigerung kann also schon eine Interdisziplinarität unmöglich machen, d. h. die erste Verweigerung erzwingt die kollektive. Dieser Satz ist aber nicht konvertierbar: die erste Gesprächsbereitschaft erzwingt noch keine kollektive Vermittlung.

Wir können auf Grund des Vorhergegangenen kurz die folgenden Trends formulieren: In dem Grade, in dem die Mitglieder Vermittlungsvertrauen und Vertrauen in den Wissensstand des anderen haben, kann Interdisziplinarität auch unter den Bedingungen der Eigentumsangst praktiziert werden. Wenn dieses Vertrauen jedoch nicht besteht, ist Interdisziplinarität unmöglich. Optimale Interdisziplinarität wird aber erst dann möglich, wenn in der Folge des Austausches sich eine Zusammenarbeit einstellt, die den Begriff des geistigen Eigentums überflüssig macht.

Nach dieser kurzen Rahmenbetrachtung erscheint mir nun eine andere Analyse notwendig: eine Klärung der Ursachen, die zur Arbeits- (Interdisziplinaritäts-) und Übermittlungsverweigerung führen, und eine Klärung der Ursachen, die es den betreffenden Wissenschaftlern ermöglichen, ihr Verhalten zu rechtfertigen. Wir wollen hierbei nicht in psychologisierende Begriffe verfallen, sondern wir wollen versuchen, dieses sehr diffuse Thema mit Hilfe zweier interdependenter Faktoren aufzufächern. Diese Faktoren wären **Wissenschaftsverständnis** und daran angeschlossen **Arbeits- oder Vorgehensweise**.

## 2. Wissenschaftsverständnis

Das massenhafte Ansteigen der Wissenschaft<sup>1</sup> führt dazu, daß die Wissenschaft für eine Regierung (und die sie letztlich finanzierende und von ihr profitierende gesellschaftliche Produktion) zum Verwaltungsobjekt wird. Um Wissenschaft zu verwalten, muß sie in weitgehendem Maße institutionalisiert, hierarchisiert, standardisiert und organisiert werden. Dieser Zwang führt zu weitgehenden Veränderungen in der Wissenschaft selbst; der institutionelle Aspekt wird immer wesentlicher, es gibt klare Aufstiegschancen und relativ standardisierte Prüfungen. Trotz dieser Bürokratisierung der Wissenschaft wird es immer schwieriger, gerechte Bezahlungsschlüssel für ihre Leistungen zu finden, weil es immer schwieriger wird, ihre Leistungen zu bewerten. Diese Schwierigkeit leitet sich aus der großen Vielfalt und der schieren Menge ihres Angebotes ab.

<sup>1</sup> Massenhaft bedeutet dabei: der Anstieg an Themen, Wissensmaterial und an Theorien, Anstieg an Lehrern und Belehrteten, Professoren und Studenten.



Mit dieser Schwierigkeit stellt sich eine weitere ein: in dem Maße, in dem Regierung, Industrie und Wissenschaft zusammenwachsen, müssen die Ergebnisse in der Wissenschaft tendenziell ebenso planbar und „fristig“ werden wie die Leistungen in Regierung und Industrie. Verwaltung der Wissenschaft verwandelt diese letztlich auch zu einem Investitionsfeld; solche Investitionen verlangen klare Zielsetzungen und relativ fixe Produktionszeiten. Beides, die Schwierigkeit der Bewertung und der durch die Nachfrage ausgelöste Zwang, verändern die Leistungen der Produktivkraft Wissenschaft.

Bestand sie früher aus dem Verfertigen von Abstraktionen und Modellen, leitete sie ihre interne Wertung von den Regeln folgerichtiger Beweise, Originalität der Bearbeitung und logischer Konsistenz der Gedanken ab, so sind das Qualitäten, die nicht mehr massenhaft und ressortmäßig differenziert erfaßt werden können. Gleichzeitig lassen sich für schlüssiges Denken keine klaren Bezahlungsschlüssel entwickeln.

Zusätzlich aber läßt sich in folgerichtige Denkweise, Originalität der Bearbeitung, logische Konsistenz der Gedanken nicht investieren, läßt sich solches nicht planen und fristgerecht abliefern. Als graduelle Alternative stellten sich in diesem Zusammenhang andere Formen wissenschaftlicher Leistung ein, die sich besser bewerten, verwalten, planen und fristgerecht produzieren lassen: die referierende und kommentierende Aufarbeitung von Material. Für den Wissenschaftsbetrieb als Ganzes bedeutet dies die graduelle Ersetzung der europäischen Tradition der Vernunft durch die Konstruktion einer gewaltigen Daten-Maschine, deren Arbeitsgebiete, Bewegungsabläufe und Produktionsarten meßbar, bewertbar und bezahlbar sind.

Dieses soeben skizzierte, sehr grobe Modell gilt keineswegs für die gesamte Wissenschaft, aber wir können annehmen, daß der beschriebene Trend in dem Maße zunimmt, in dem die wissenschaftliche Leistung direkt von Regierung und Industrie gefördert wird, in dem diese Leistung von der Nachfrage und von den Bewertungskriterien der staatlichen Agenturen abhängt.

Wenn wir nun diese Sachlage am Beispiel der Entwicklungsländerforschung und am Beispiel ihrer Institutionen abhandeln, so ergibt sich der folgende Zusammenhang: trotz der tendenziellen Entsprechung der wissenschaftlichen Leistung zu einem Bewertungsschlüssel ist das in der Entwicklungsländerforschung angebotene Material so sehr jenseits der Verständlichkeit, daß wissenschaftliche Leistungen schwer nachprüfbar und bewertbar bleiben, jedoch nichtsdestoweniger bezahlt werden müssen.

Für die in diesen Institutionen der Entwicklungsländerforschung tätigen Leute bedeutet dies, daß sie – abstrakt gesprochen – institutionsextern bezahlt, aber nicht geprüft werden; die einzige Form der Bewertung, also auch der Kritik, ist die institutionsinterne oder der Selbstzweifel.

Eine institutionsinterne Qualifikationskritik stellen die zahlreichen Prüfungen dar, die den Aufstieg des einzelnen Wissenschaftlers regulieren, aber auch hierbei gilt angesichts der unendlichen Diversifikation des Wissenschaftsgebietes, daß ein objektiver Standard eigentlich unmöglich ist.

So stellt sich der folgende Zustand ein: die Institution der Entwicklungsländerforschung ist relativ universitätsextern, ihre Fächer, ihre Aufstiegschancen und ihre Standards sind noch nicht in dem Sinne verbeamtet wie im gängigen Uni-



versitätsbetrieb; gleichzeitig finanziert sie sich direkt über Regierungsgelder oder Forschungsprojekte. Das führt zur Ausbildung von labilen Machtstrukturen und Fraktionen, die sich um die jeweilig verfügbaren Gelder bemühen müssen, da längerfristige fixe Erwartungen nicht bestehen.

Erst an dieser Stelle können wir die Frage und die Kategorie des Wissensverständnisses einführen. Die normale Universitätsbeamtung stellt einen Wissenschaftler von Karriere- und Koalitionssorgen relativ frei, weil eine längerfristige Freiheit von Geldsorgen garantiert ist. Die Universitätsbeamtung garantiert damit das wichtigste Produktionsmittel der Vernunft, nämlich Ruhe und Zeit.

Dagegen erstellt ein von Regierungsgeldern relativ abhängiges Institut mit relativ ungesicherten, nicht standardisierten Posten einen Zusammenhang, in dem die wissenschaftliche Arbeit eine direkte Funktion der dafür aufgestellten Geldsumme darstellt. Es kommt zu erstaunlichen Prozessen. Die Wissenschaftler fluktuieren unter Umständen, je nach An- und Aufgebot durch die verschiedenen Ressorts, Projekte und Lehrstellen. Nach den Worten eines genialen Japaners entspricht der Wissenschaftler dabei einem Floh auf der heißen Herdplatte: immer in Bewegung, wird er doch nie Ruhe finden, immer auf dem Sprung, begibt er sich der Möglichkeit, irgendwo „Profil“, seine dauernden Interessen und sein Auskommen zu finden.

Eine solche Stellung zwingt wissenschaftliche Leistungen in die Richtung, die von dem Bezahlungsschlüssel ohnehin gefördert wird. Der Betreffende sucht seine relativ kurzfristigen, in direktem Kaufprozeß verfertigten Leistungen zu rechtfertigen, es kommt zu einem Wissenschafts-Verständnis, das sich nach Quantität und nicht unbedingt nach Schlüssigkeit mißt; die genaue theoretische Ausarbeitung der Studien wird vernachlässigt, die Vorstufe wissenschaftlichen Arbeitens, die Fußnoten und Anmerkungen bisheriger Wissenschaft, machen die Substanz aus.

In der eigentlichen Arbeitsweise läßt sich dieser Vorgang dann in der immensen Zahlenheuchelei der Umfragetechnik ablesen oder in der rein kommentierenden und referierenden Materialaufarbeitung auf seiten der Historiker, in den Serien von Photoaufnahmen, Lageskizzen und Tempeldaten bei der Kunstwissenschaft. Von diesem neuen Wissenschaftsverständnis leiten sich auch die neuen Interessen und die Arbeitsweise des Wissenschaftlers in seinem thematischen Schrebergarten ab, den man neuerdings „das Feld“ nennt.

### 3. Arbeits- oder Vorgehensweise

Im Untersuchungsgebiet stellt der Wissenschaftler neuer Art sich dem, was der technizistische Jargon der neuen Wissenschaft vom Arbeitsklima als „Leistungs-Streß“ definiert. Aufgefordert, in verhältnismäßig kurzer Zeit etwas Meßbares und Bewertbares zu liefern, muß er das Erfassen von großen Materialmengen als seine oberste Aufgabe ansehen; dabei spielt der Neuigkeitswert seines Themas und der darin zutage geförderten Ergebnisse eine große Rolle. Es kommt zum „claim“, zur Parzelle, und wie ein neurotischer Goldgräber schützt der Wissenschaftler sein „Bachufer“, seinen Stamm, seine Sekte, seine Tempel und Holzpfähle vor



der unberechtigten Neugierde anderer Ressorts. Was die Qualität der von ihm erhofften Ergebnisse angeht, so kommt es zur Ausbildung eines Schliemann-Syndroms: die Einzigartigkeit des Alters und des Fundes wird bevorzugt, ideal wäre ein Material, „zu dem noch nichts vorliegt“. Dabei wird die Frage nach dem Stellenwert des massenhaft und rasch Zutagegeförderten in einem klaren Forschungskonzept zumeist vernachlässigt.

Um Material in Fülle und Seltenheit zutage zu fördern, wird der Forscher die Hilfe einheimischer Wissenschaftler und Mitarbeiter in Anspruch nehmen; da sich die Quantität planen läßt, auf die Qualität aber nur gehofft werden kann, wird der Forscher eher auf Materialfülle als auf einzelne Einzigartigkeiten ausweichen. Generell wird also der Forscher maximale Materialfülle bei maximaler Mitarbeiterzahl anstreben, da ein solches Ergebnis ein „Erfolg“ und eine „Leistung“ im Sinne der Kriterien darstellt, die den neuen Wissenschaftsbetrieb beherrschen.

An diesem Punkt tritt nun wieder ein ökonomischer Zusammenhang in Kraft, der weitreichende Folgen hat auf die gesellschaftliche Stellung des Forschers, auf sein Selbstbild und das Bild, das er sich von der fremden Kultur macht.

Der Projekt-Wissenschaftler stellt sich gegenüber den Landesverhältnissen von seiner Bezahlung her gesehen als ein neuer „Raja“ dar; ein Vollmitglied eines Forschungsprojektes bezieht in etwa das Salär eines indischen Ministers. Dies bedeutet: der Wissenschaftler kann praktisch jeden mittelmäßig qualifizierten Wissenschaftler des Gastlandes für sich arbeiten lassen, ohne daß er irgend etwas zu befürchten hätte, was die Urheberrechte seiner später publizierten Studie betrifft.

An größtmöglicher Materialfülle bei größtmöglicher Mitarbeiterzahl interessiert, stellt der Wissenschaftler, von den Richtlinien des Kultusministeriums unterstützt, seine Untergebenen zu den landesüblichen Löhnen ein, d. h. der Projekt-Wissenschaftler wandelt sich zum Arbeitgeber, der eine Reihe von Research-Assistants verwaltet. Das damit verbundene wissenschafts- und verhaltensethische Problem wird von dem neuen „Kolonial-Sahib“ eher verdrängt denn diskutiert — nämlich die offensichtlich peinliche Sachlage, daß sich ja die Größe seiner Leistung auch nach der Größe der für ihn von anderen erbrachten Leistungen bemißt.

Projektintern bewirkt der ökonomische Zusammenhang noch den folgenden verhaltenstheoretischen Aspekt: da sich die Leistung des Projektwissenschaftlers wesentlich gemäß der Summe der für ihn erbrachten Leistungen anderer bemißt, diese Leistungen aber nicht von ihm, sondern vom Projekt bezahlt werden, ergibt sich eine Wettbewerbs-Situation. Je mehr Anteile an Projektgeldern, also mehr Mitarbeiter, der einzelne auf sich vereinigt, desto höher seine Projekt-Leistung.

Unter den Wissenschaftlern, die dem beschriebenen Wissenschaftsstil zuneigen, entsteht dabei leicht ein Futterneid, der weniger aus einer direkten Knappheits-Situation verständlich wird als aus der irrationalen Angst heraus, die Qualität des Beitrages des anderen könne durch überhöhte Verwendung von Projektressourcen ungebührlich ansteigen.

Die beschriebene Situation macht deutlich, daß es zu Interdisziplinarität nicht mehr kommen kann, weil 1. die später vorgebrachte Leistung nicht mehr die genuine des einzelnen Wissenschaftlers ist und 2. die Reduktion des Denkens auf Materialsuche zur Parzellierung der fremden Kultur führt, die keinen Austausch



mehr duldet. Andererseits führt die neue Verschiebung der Leistungskriterien auf die Wettbewerbs- und Kampfsituation bei der Projektgeldvergabe zu einer neuen Form der „Interdisziplinarität“: zu einer interdisziplinären Komplizenschaft, zum Machtkampf über Projektressourcen, weil sich dem Glauben und dem Vermögen der Wissenschaftler zufolge die Qualität und der Erfolg ihrer Leistungen davon ableiten.

Besteht auf der einen Seite nun die Angst, andere könnten zuviel nehmen, so entsteht auch gleichzeitig die Angst, der andere könnte zuwenig nehmen, könnte also die fundamentalen Spielregeln verachten, die Basis der neuen wissenschaftlichen Eintracht verraten, verraten also, daß er eine andere Vorstellung von Wissenschaft und, damit verbunden, eine andere Moral vertritt.

Die ökonomische Überlegenheit des Wissenschaftlers gegenüber den Bewohnern seines Gastlandes verändert auch seine gesellschaftliche Position. Die überragende Kaufkraft seines Salärs und die gewaltigen Möglichkeiten, die ihm das Projekt zur Verfügung stellt, sei es in der Form des Jeeps, des Büros, und die Möglichkeiten, überall als erster Zutritt zu finden, können dabei bald eine Verschiebung seiner wissenschaftlichen Interessen auf völlig andere Gebiete bewirken.

Der Wissenschaftler übt sich in einem Verhaltensstil der „conspicuous consumption“, aus dem er sich stets damit herausreden kann, daß er ja nur das praktiziere, was er auch zu Hause tue, daß die Wirkung ja nur eine Funktion des Kontrastes zu den Lebensbedingungen seines Gastlandes sei. Dabei gleitet er aber endgültig aus der Welt heraus, die er erst einmal erfahren sollte, bevor er sie untersucht. Da er sich in seinem Lebensstil auf jene Schicht westernisierter Einheimischer zurückzieht, bei denen er nur das sieht und erlernt, was er ohnehin schon weiß, so erlebt er den Durchschnittsmenschen des Gastlandes allenfalls als Schuhputzer, Diener und Objekt seiner karitativen Pose; der Wissenschaftler lernt dabei zu spenden und in Pfennigsätzen „gut zu sein“, er lernt aber auch gleichzeitig, sich bedienen zu lassen und fügt sich gerne in eine Rolle, die er bisher nur erträumen konnte: er erlebt plötzlich die Paradiesvision des Kleinbürgers, für die er nicht einmal unbedingt aus der eigenen Tasche bezahlen muß.

Was da um ihn herum huscht und ihm Leprahände entgegenstreckt, das aber ist letztlich sein Thema, könnte ihm beispielsweise einen besseren Zugang zu seinem Thema der Unterentwicklung und Unterprivilegierung eröffnen, als „tea or Coffee“ mit pensionierten Landesbeamten, die sich „so gut“ zu benehmen wissen, ganz wie die „alte“ koloniale Schule. Der Einheimische wird so zur stummen Kulisse, mit der man sich allenfalls in Nebensätzen beschäftigt: 80 Prozent der Menschen, mit denen das Projekt und der Wissenschaftler zusammenarbeiten, sind genau diejenigen, mit denen 80 Prozent der Bevölkerung des Gastlandes nichts gemein haben.

Dieser klassenspezifische Umgang sichert dem Wissenschaftler merkwürdige, aber bequeme Einsichten: die Gleichsetzung aller Einheimischen mit denjenigen, die er zu kennen glaubt, gibt ihm die Erkenntnis ein, daß der Einheimische nicht unbedingt arm sei, daß er aber ungebildet sei oder geldgierig, daß der Einheimische genügsam sein könne, also auch mit wenig Geld gut auskomme usw. Auf Grund dieser „Einsichten“ stellt er sein Weltbild auf eine gesunde, psychologisch gemütlige Grundlage. Dieses Weltbild ist maßgeblich das eines etwas primitiven



Zynismus, die den Umständen angemessene Rationalisierung seiner Unfähigkeit, sich noch der Forderung genuiner Wissenschaft zu stellen, den Gegensatz zwischen kollektiver Armut und seinem immensen Reichtum vor sich selbst zu vertreten.

Der enorme Geldüberschuß des Sozialwissenschaftlers gegenüber denjenigen, die er untersucht, die ihm sein Thema, seine Erfahrungen und letztlich seine Theorien liefern, und denen er damit letztlich dieses Geld schuldet, verlangen eine Rationalisierung, die es ihm gestattet, seinen Import-Whisky und sein Menü auch angesichts eines Spaliers hungernder Menschen zu genießen. Er weiß, daß er, mit Reichtum versehen, in der Welt herumzieht, um deren Armut zu ergründen. Er ist das exorbitant bezahlte gute Gewissen unserer Gesellschaft, und wenn er nicht völlig töricht ist, wird er diesen Zusammenhang beim dritten Bier auf der Veranda vage ahnen und zu formulieren versuchen.

Um unser Bild von der Vorgehensweise eines neuen Wissenschaftsstils weiter zu komplettieren, müssen wir nun nach den Kriterien fragen, die sich ableiten von einer neuen Mystifikation: der Mythologie vom „Feld“ und vom „Feldforscher“.

Der Mythographie dieser neuen Methode zufolge ist der neue Wissenschaftler „Feldforscher“: er nähert sich seinem „Feld“ oder „zieht sich“ daraus „zurück“. Um dieses Feld baut sich ein Kult der „harten Knochen und Schweißarbeit“ auf, der Wissenschaft und ihre Kriterien auf merkwürdige, leistungssportliche Manöverassoziationen kurzschließt: der Wissenschaftler von heute ist sensibel, aber auch hart und zäh, progressiv, dynamisch, aber sachlich. Seinem Thema gegenüber kultiviert er ein klinisches Interesse: die „soziologische Distanz“. Diese Distanz zu seinen Befragungsobjekten plakatiert er als Methode, die ihm die Wissenschaftlichkeit seiner Arbeit ja erst ermögliche. Er entwickelt einen genauen Fahrplan seiner arbeitstechnischen Initiationsriten: im Untersuchungsgebiet erfährt er den für den Sozialwissenschaftler obligatorischen Kulturschock. Weiterhin wartet er sehnsüchtig auf die Mystik der Initiation: das „Vertrauen“, eine magische Qualität, die sich, wie er weiß, unverhofft einstellt, wiewohl man ihre Herabkunft durch kleine Geschenke — anstelle von Spiegeln und Glasperlen seien Armbanduhren und Transistorradio empfohlen — herbeilocken kann. In seinen methodologischen Erörterungen werden diese beiden Ereignisse einen großen Raum einnehmen, er wird damit beim ersten Sensibilität, und Erfolg und Leistung beim zweiten dokumentieren müssen.

#### 4. Eine Alternative?

Um sich der Fremdartigkeit eines Kulturkontrastes zu stellen und die Phänomene einer anderen Kultur adäquat aufzunehmen, lassen sich zwei Möglichkeiten aufzeigen:

a) Aus dem [analytischen] Bild, das wir uns von der Gesellschaft gemacht haben, ergeben sich für die Ordnung dieses Bildes bestimmte Klassifikationen und Grundbezüge, für die Erhebung solcher Klassifikationen und Grundbezüge bestimmte Methoden, die uns Verallgemeinerungen statistisch rechtfertigen. Als eine scheinbar exakte Methode der Aufnahme einer fremden Kultur erscheint demnach die statistische Methode, die durch Umfrage über bestimmte Themenkreise wissenschaftlich valide, weil mathematisch abgesicherte Verallgemeinerungen erlaubt.



Perspektiven, Kategorien und Fragen der Methode leiten sich aber aus dem abstrakten Bild von Gesellschaft ab, das wir gewonnen haben durch Gleichsetzung unserer gesellschaftlichen Erfahrungen mit der unendlichen Masse aller möglichen Denkbaren.

Die Methode der Umfrage überträgt dabei nicht nur die kategorialen Zwänge unserer soziologischen Fiktion, sondern auch die generellen Rahmenbedingungen, die beispielsweise die Praktikabilität der Umfragetechnik regulieren, auf fremde Kulturkreise: Vorausgesetzt werden die Bereitschaft, sich zu allen Fragen zu äußern, die Fähigkeit des Untersuchenden, seine abstrakten Themenfragen dem Kulturkreis angemessen thematisch und sprachlich zu operationalisieren, ein gleicher Stand der Artikulations-Fähigkeit. Aber selbst unter optimalen Bedingungen ist eine Umfrage von dem folgenden prinzipiellen Sachverhalt geprägt: sie registriert einen Ausschnitt von Eindrücken, die sie selbst durch Fragen stimuliert, sie verfügt über eine generelle Ortsunsicherheit, was die Lage des betreffenden Frageproblems in einer fremden Kultur angeht, sie registriert exotische Phänomene in einem Netz okzidentaler Kategorien, sie bestätigt damit ihren eigenen Maßstab.

Wesentlich bedenkenswerter sind die sozialen oder psychologischen Randbedingungen oder „Vorteile“ dieser Vorgehensweise. Das Ensemble der Fragen, der Fragebogen, ist die neue Hostie der Sozialwissenschaft, mit deren Hilfe sie sich einer fremden Umwelt vermählt. Die Methode entläßt den Sozialwissenschaftler völlig aus dem Bereich und der Verantwortung individueller Erfahrung; die Sachzwänge der Untersuchung lassen es sogar als angemessen erscheinen, daß er sich in besonderen „Binnenräumen“ von der zu untersuchenden Kultur isoliert und seinem Klima, seiner Speise, seiner Sprache, seiner gesamten Lebensperiodik treu bleibt. Diese durch die Umfragetechnik ermöglichte gesellschaftliche Situation des Wissenschaftlers macht es ihm möglich, methoden-externen Korrekturen aus dem Wege zu gehen. Der einzige wissenschaftlich bemerkenswerte Akt ist die Formulierung des Fragebogens selbst, eine Tätigkeit, die oft der Ausreise des betreffenden Forschers in das Untersuchungsland vorausgeht. Das bewirkt das folgende Problem:

Unsere Soziologie und Ökonomie entwirft ständig Selbstbilder, die sie als Studien über Entwicklungsländer etikettiert. Die affirmative Funktion solcher Selbstbilder aber liegt in einem Tatbestand, der bisher vernachlässigt wurde — der wertenden Funktion unserer Kategorien. Die Erkenntnis, daß die fremde Kultur unhygienisch, die fremde Religion magisch, die fremde Gesellschaft illiterat sei, gehört weniger zum Tatsachenbereich der untersuchten Kultur, sondern ist eine Funktion unserer Kategorien. Die Publikation der in diesem Sinne falschen oder denunziatorischen Ergebnisse führt dazu, daß die Eliten der betreffenden Kulturen sie entweder wirklichen oder gegen sie anplanen, eine falsche Soziologie (Ökonomie) richtige Bestätigungen erfährt.

Angesichts dieses durch Millionensummen finanzierten Prozesses einer „self-fulfilling prophecy“ verdient eine andere Möglichkeit der Darstellung und Erfahrung fremder Kulturen Anspruch auf Aufmerksamkeit.

b) Da die Sozialwissenschaft für ihre Methode Namen benötigt, so hat sie auch für eine Methode, die in einem strengen wissenschaftslogischen Sinne keine irgendwie angebbare ist, einen Namen gefunden: „teilnehmende Beobachtung“.



Dies ließe sich meist gleichsetzen mit intelligentem Tourismus, sensiblen Ferien oder Reise-Essay. Der Name vereint zwei widersprüchliche Begriffe und domestiziert den subversiven Widerspruch zur kollektiv praktizierten Zahlenheuchelei als zusätzliche Alternative oder kumulative Methode. Dabei gehen bestimmte Wesenszüge und Vorteile einer solchen Methode verloren, die kurz erwähnt werden mögen.

Teilnehmende Beobachtung meint keine Methode der Sozialwissenschaft, sondern eine Form des sozialen Verhaltens. Die Tatsache, daß reflektierendes und tolerantes Verhalten in einer fremden Kultur sich als „Methode“, ausgezeichnet mit einem Namen und als bezahlte Leistung, darstellt, weist auf unsere Kultur zurück und auf ihr völliges und uneingestandenes Versagen, die gepredigte Toleranz und Aufklärung auch zu praktizieren. Der „Erfolg“ der teilnehmenden Beobachtung ist damit eine Folge der Art und Weise, wie man teilnimmt und wie man beobachtet, kurzum, wie man sich in einer fremden Kultur verhält. Dafür gibt es weder Methode noch Verhaltensmanuale. Der „Erfolg“ einer solchen „Methode“ steht allenfalls im Zusammenhang mit der Sensibilität und Intelligenz des betreffenden Wissenschaftlers. Diese Sensibilität und diese Intelligenz beziehen sich dabei weniger auf die Gruppen, denen sich der Betreffende anschließen muß, sondern eher noch auf seine eigene Person. Die teilnehmende Beobachtung erfaßt damit einen Bereich, den die anderen Methoden ausschließen, den Bereich der Psychologie.

Sensibilität und Intelligenz auf die Individualität des Beobachtenden selbst gewendet meint dabei nicht, was der methodologische Slang mancher Soziologen als „impression management“ umschreibt, sondern etwas anderes, wesentlich Schwierigeres, auf das wir weder vorbereitet sind, noch was unsere Kultur und unser Wissenschaftsbetrieb letztlich honoriert: nämlich eine bewußte Erfahrung der Entfremdung und der Anomie, eine kontrollierte Schizophrenie, eine Kritik unserer Kultur im Lichte einer anderen. (Die Zweiteilung der menschlichen Erfahrungen in die Ressorts der Soziologie und der Psychologie wird dabei sachlich willkürlich und irrational.)

Die Fähigkeit, eine fremde Kultur am eigenen Leib in sich zu erfahren, stellt bei dem fragwürdigen Zustand der technizistischen Methoden der Sozialwissenschaft das unserem Wissensstand am besten entsprechende Mittel dar, fremde Kulturen adäquat aufzunehmen. Die Sozialwissenschaft käme dabei ihrer primären Pflicht nach, alle sozialen Phänomene, über die seit fünfzig Jahren generalisierend, abstrakt und universal spekuliert wird, erst einmal angemessen darzustellen.

Eine solche Vorgehensweise ließe sich auch relativ verallgemeinern, wenn das betreffende soziale Phänomen von vielen Personen mit der gleichen Bereitschaft und Fähigkeit zur Introspektion über längere Zeiträume hinweg untersucht würde. Der Grad der Verbindlichkeit der Aussagen wüchse dann mit der Zeitdauer der Anwesenheit der einzelnen, der positionellen Varianz ihrer Platzierung, dem Grad der Introspektion und der Anzahl der Teilnehmer eines solchen Experiments.

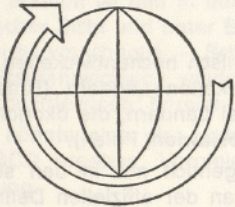
Allerdings sind diese Bedingungen utopisch aus folgenden Gründen:

1. weil die vordergründige Exaktheit der Umfragetechnik besticht und kaum Alternativen gelten läßt, sie darüber hinaus über psychologische Bequemlichkeiten verfügt, die dem Provinzialismus der Wissenschaftler entgegenkommt;
2. weil die neue Methode dem Einzelnen Leistungen abverlangt, die unsere Kultur verboten und unterdrückt hat. Es ist eine Methode ohne Personal. Über sie läßt



sich nur abstrakt als soziologisches Thema und als Kritik der Industriegesellschaft spekulieren – diese Methode sprengt die industrielle Arbeits- und Ressortteilung und sie sprengt auch die Organisation der Leistungen. Sie inkorporiert den „Privat“-Menschen ebenso wie den „Berufs“-Menschen. Sie faßt Soziologie ebenso als psychologische wie als physiologische Erfahrung auf, sie verlangt deshalb über alle Ressorts, Feierabend-Regulationen und zerebral-intellektuelle Fragefixierung hinaus jene soziologische Distanz, die immer nur gepredigt wird, ohne die soziologische Reflexion aber unmöglich ist. Sie verlangt diese soziologische Distanz nicht nur gegenüber dem anderen, sondern gegenüber uns selbst. Sie wird dabei auch zu dem, was die Griechen in bezug auf die Wissenschaft der Brahmanen mit dem klugen Wort der Gymnosophistik bezeichneten.

### Probleme der Weltwirtschaft



STUDIEN – DISKUSSIONSBEITRÄGE

**Deutsches Übersee-Institut**

Institut für Allgemeine Überseeforschung

**Hermann und Ilse Johann**

## Die wirtschaftlichen Integrationsbestrebungen der Entwicklungsländer

309 Seiten, Efalnband  
DM 38,—

Studie Nr. 14  
ISBN 3 8039 0085 9

Die Arbeit versucht, einen kritischen Überblick über die zahlreichen Integrationsbestrebungen zu geben, die in Lateinamerika, in Afrika, im Vorderen Orient, in Südostasien und anderswo entstanden oder in der Bildung begriffen sind. Grundsätzliche Fragen zur Integrationspolitik sind insoweit behandelt worden, als sie zur Aufhellung und zum besseren Verständnis der tatsächlichen Entwicklungen erforderlich erscheinen. Die Untersuchung, die auf deutschen und ausländischen Quellen basiert, ist unter dem Gesichtspunkt einer praxisbezogenen Darstellung verfaßt worden. Sie mündet in die Feststellung, daß die zahlreichen Versuche einer regionalen Zusammenarbeit unter den Entwicklungsländern zu gewissen positiven Resultaten geführt haben, ergibt aber auch, daß der Entstehung und Aufrechterhaltung von Integrationsbildungen zwischen Ländern mit einem niedrigen Entwicklungsstand noch große Schwierigkeiten entgegenstehen.

**Weltforum Verlag • 8 München 19 • Hubertusstraße 22**